

Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Autor(en): **Bluntschli, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **37/38 (1901)**

Heft 18

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-22787>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Prof. F. Bluntschli.

VII. (Fortsetzung aus Nr. 13.)

Von grossen Bauten sei eine originelle Cityhall erwähnt mit grossem Turm und das malerisch gruppierte Zollamt (Abb. 62).

Milwaukee ist Industrie- und Handelsstadt, eine Reihe von grossen Brauereien, die auf das beste eingerichtet sind, versorgen halb Amerika mit Bier, sodann werden hauptsächlich Maschinen und Möbel fabriziert. Der Handel mit Getreide ist sehr ausgedehnt.

Wir waren im Hotel Pfister sehr gut untergebracht, hatten angenehme Zimmer, mit Bädern, im fünften Stock und versuchten es da einmal mit dem sogenannten american Plan, bei welchem man nur einen Preis für Zimmer und alle Mahlzeiten bezahlt. Man kann sich dann an Speisen nach einer reichlichen Auswahl alles aussuchen, was man will und ist auf das feinste und beste bedient. Der Speisesaal befand sich im siebenten Stock mit weitem Blick auf den See, eine decente Tafelmusik spielte beim Diner deutsche Weisen, unter andern das Frühlingslied von Mendelssohn.

Ich füge einige allgemeine Notizen über die amerikanischen Hotels hier bei: Im Erdgeschoss ist bei allen eine grosse, oft sehr reich und schön ausgebildete Halle mit vielen bequemen Sitzgelegenheiten angeordnet. Sie bildet den Haupteingang und ist von der Strasse

aus direkt zugänglich, an einer Wand befindet sich ein langer buffetartiger Geschäftstisch aus Holz, Marmor oder Bronze, hinter dem der Betriebschef und einige Clarks stehen und die Geschäfte leiten. Da schreibt man sich ins Fremdenbuch, erhält sein Zimmer angewiesen, giebt seine Schlüssel ab, nimmt seine Briefe in Empfang, bezieht seine Billete für die Bahn u. s. w.; vor diesem Tisch spielt sich der ganze Betrieb ab. Ein Teil des Tisches ist wie in Banken mit einem Gitter umgeben und enthält die Kasse, an der man seine Rechnung begleicht. Die Geschäftsbücher führen meist Damen.

Ein weiterer typischer Raum ist, häufig im Untergeschoss gelegen mit obiger Halle durch eine grosse Marmortreppe verbunden, er enthält immer einige etwa 60 cm über dem Boden auf hoher Marmorstufe stehende bequeme Fauteuils, in die man sich — zum Stiefelputzen niederlässt, was mit grosser Sorgfalt besorgt wird. Die Putzer ruhen nicht, bis die Stiefel glänzen wie ein Spiegel (Preis 10 Cents). An diesen Schuhputzraum schliessen sich grosse Wasch- und Closeträume an (in Chicago z. B. nahmen sie einen Raum von 8/12 m ein); zum Händewaschen findet man immer frische Seife, Handtücher u. s. w. Alles ist mit grosser Opulenz ausgestattet und wird sorgfältig unterhalten.

Im Erdgeschoss sind dann noch: Ein Bar-Raum, wo man alle möglichen Dinge haben kann, auch sog. Free Lunch, zuweilen auch warme Gerichte; die Speisen werden unentgeltlich verabreicht und nur die Getränke berechnet. Ferner Billardsäle und Restaurants, meist eines speziell für Herren, in dem geraucht werden darf, und eines mit Rauchverbot, in dem Herren und Damen, oft in grosser Toilette vor dem Besuch der Theater speisen. In der Halle

befinden sich auch immer Läden für Zeitungen, Cigarren, Bücher, Reiselektüre u. s. w. — Nahebei besondere Lese- und Schreibzimmer. Im ganzen ist alles ein gut Teil feiner und eleganter als bei uns.

Eine Nachtfahrt brachte uns nach St. Paul am Mississippi, das wir im tiefsten Winterkleid antrafen; viel Schnee, auch die Hotelomnibusse als Schlitten; dazu schneite es den ganzen Tag so, dass wir in unserer Besichtigung etwas gehemmt waren und von der wirklich schönen Lage am Mississippi nur einen schwachen Begriff bekommen konnten; die noch junge Stadt — sie hatte 1854 nur 3000 Einwohner, jetzt 160 000 — liegt in einem flachen Thal und auf stark ansteigenden Höhen auf beiden Ufern des Flusses. Dieser wird von einer Anzahl eiserner Brücken (Abb. 63 S. 196) überspannt, ebenen, ansteigenden und fallenden, in scheinbarer Regellosigkeit angeordnet. Die Geschäftsstadt ist im Thal; auf den Höhen liegen die bessern Wohnungen, wieder unabsehbare Reihen von Villen an breiten baumbepflanzten Strassen. Leider ist auch diese Stadt ihres Brennmaterials wegen rauchig und russig.

Unter Führung des Architekten Cass Gilbert, an den wir Empfehlungen hatten, besuchten wir das nach seinem Entwurfe im Bau begriffene neue Capitol des Staates Minnesota (Abb. 64 S. 197). Das stattliche Gebäude von kreuzförmigem Grundriss in einer Längsausdehnung von 435' (132.6 m) bei einer Tiefe von 225' (68.6 m) wird in seiner Aussenarchitektur ganz aus weissem Marmor erbaut, der von Georgia, 2000 Meilen weit (3200 km), hergebracht wird. Der Bau ist nach dem typischen Motiv für Staatskapitole in ziemlich strenger italienischer Renaissance entworfen, mit Kuppel über dem central gelegenen Vestibule, einarmigen grossen Treppen, die nach den drei Hauptsälen führen: dem Repräsentantenhaus, dem Senatssaal und dem obersten Gerichtshof.

Interessant waren die Maschinen, mit denen der Marmor bearbeitet wird. Leider sprach unser Führer weder deutsch noch französisch, sodass unsere Unterhaltung etwas schwer-

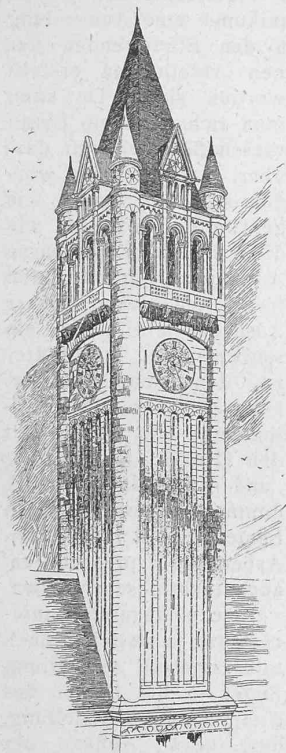


Abb. 62. Milwaukee.
Turm des Zollamtes.



Abb. 65. St. Paul (Minn.). — Postamt.

fällig war. Trotzdem waren wir auf das liebenswürdigste aufgenommen und hatten auch das Glück, einen genussreichen Abend in amerikanischem Familienkreis, bei Herrn Dr. S., zu verleben, der uns in angenehmster Erinnerung steht.

Des schlechten Wetters wegen und weil wir in unserem Reiseprogramm schon einige Verspätungen hatten, mussten wir leider auf den Besuch der benachbarten Stadt Minneapolis, die sehr sehenswert sein soll, verzichten und traten am folgenden Tag die lange Eisenbahnfahrt an, die uns in 2½ Tagen und 3 Nächten ununterbrochener Fahrt nach dem fernen Seattle führte.

Die Reise in den bequemen Wagen der Northern-Pacific-Bahn war recht unterhaltend und abwechslungsreich. Am ersten Abend bevor wir den Staat North-Dakota betraten, wurde im Wagen angeschlagen, dass keine Spirituosen mehr verkauft werden dürfen, nun ist das kluger Weise so eingerichtet, dass man bis zum Lunch wieder in Gegenden kommt, wo Wein und Bier erlaubt sind. Am 1. Dezember fuhren wir durch das sogen. Bad-Land von North-Dakota, eine höchst eigenartige Gegend, hügeliges baumloses Land, wie ein plötzlich erstarrtes Meer, mit dürrigstem Graswuchs, auf dem eine dünne Schicht Schnee lag; hie und da weideten, trotz dem Schnee, Kühe; man weiss nicht recht, was sie unter dem Schnee heraus-scharren wollten. Hier liegt auch das zerfallene Medora, eine Schöpfung des Marquis de Morès, dessen Geschichte im Buch von Paul Lindau „Altes und Neues aus der alten Welt“, recht anziehend beschrieben ist. Jetzt stehen nur noch einige grosse Holzhäuser der verlassenen ehemaligen Stadt da, in weiten Zwischenräumen von einander. Das Wohnhaus, die einstige Villa des Marquis, liegt auf einem Hügel, ein nettes Holzhaus, wie man deren hunderte hier sieht. — Unsere Mahlzeiten nahmen wir im Dining-car in so formvollendeter und reichhaltiger Weise, wie in einem Hôtel ersten Ranges. Dinners zu 1 Doll. ohne Getränke (der Amerikaner trinkt zu Tisch nur sein geliebtes Eiswasser) mit beliebiger Auswahl der Speisen.

Den ganzen Tag fuhren wir auf der rechten Seite des Yellowstone-Flusses, einem Nebenfluss des Missouri, den wir in der Nacht bei der Stadt Bismarck überschritten hatten, ohne ihn zu sehen. Der Yellowstone-Fluss fliesst in einer breiten Ebene, die von niedern Hügelketten eingefasst ist. Die Hügel sind nicht hoch aber oft steil ansteigend und sehen aus wie Modelle von grossen Gebirgsketten. Zuweilen tritt die Bahn nahe an sie heran, sie scheinen aus weichem abbröckelbarem Sandstein zu bestehen. In der Ebene tauchen zuweilen Wälder von alten Eichen und Birken auf. Der Fluss war grösstenteils gefroren und mit Schnee überdeckt. In grossen Abständen trifft man auf kleine, im Entstehen begriffene Ortschaften, meist aus ärmlichen Holzhäusern erbaut; doch sieht man zuweilen auch Backsteinbauten. Ueberall viele weidende Pferde. Diese Gegend im Staat Montana war vor 1861 noch ohne Niederlassungen von Weissens und wurde erst in den 70er Jahren den Indianern in heissen Kämpfen abgerungen. Die Indianer, von denen wir bis dahin keine gesehen hatten, wohnen jetzt in bestimmten, ihnen reservierten Territorien; doch soll es auch solche geben, die moderne Sitten angenommen und sich zu selbständigen Stellungen aufgeschwungen haben.

Alle 4—5 Stunden hält der Zug 10 Minuten, in denen die Maschine gewechselt oder gespeist wird; bei schönem und mildem Wetter war es dann immer ein grosser Genuss, aus den stark geheizten Wagen (die Temperatur in denselben beträgt in der Regel 17° R.) zu kommen und sich im Freien etwas zu ergehen. Es war spät abends als wir Livingstone

passierten, den Ort, der den Zugang zum Yellowstone National Park bildet, welcher aber zu dieser Jahreszeit nicht zugänglich ist. Am folgenden Tag fuhren wir lange durch gebirgige Gegenden und am Ufer eines grossen malerischen Sees, dem Pent d'Oreilles hin. (Forts. folgt.)

Das Zeichnen an unsern Mittelschulen und am eidg. Polytechnikum.

Von Professor F. Becker in Zürich.

Alljährlich am Schlusse des Wintersemesters findet, in den Zeichensälen des Polytechnikums eine Ausstellung der Zeichnungen statt, welche von den Studierenden der verschiedenen Kurse der technischen Abteilungen erstellt

worden sind. Da kann man sich dann ein Urteil verschaffen nicht nur darüber, was gearbeitet worden ist, sondern auch wie gearbeitet wird und wie die Arbeit zum sichtbaren Ausdrucke kommt. Man freut sich, wenn dieser Ausdruck ein edler, ein sauberer und gewandter ist, denn man schliesst vom Zeichner unwillkürlich und mit Recht auf den Denker, den Rechner und Konstrukteur und nimmt an, dass die jungen Leute, die sich in ihren Arbeiten gut präsentieren, auch tüchtig sein werden.

Eine nicht minder interessante, ja vielleicht noch interessantere Ausstellung findet je bei Beginn des

Schuljahres statt, d. h. nicht eine eigentliche Ausstellung, sondern nur eine Zusammenstellung bzw. Auflage der Zeichnungen, welche von den jungen Leuten vorgezeigt werden müssen, die sich zur Aufnahmeprüfung in eine der Fachschulen melden, also ins Polytechnikum eintreten wollen. Es wird nämlich von diesen verlangt, dass sie sich nicht nur über das theoretische Wissen ausweisen, das für den Eintritt ins Polytechnikum gefordert wird, sondern auch über ihre Ausbildung im Zeichnen.

Diese Ausstellung sollte man nun auch sehen! Schreiber dieser Zeilen hat seit bald zwanzig Jahren Gelegenheit gehabt, sich mit diesen Zeichnungen zu befassen. Was man da nicht alles zu sehen bekommt! Wir sind aber duldsam und sagen: Es ist zunächst gleichgültig, was man zeichnet, wenn man nur zeichnet. Dann kommt aber die Erwägung: Wenn man zeichnet, soll man recht zeichnen; oder auf den Lehrer angewendet: Wenn man einen jungen Menschen zeichnen lehren will, soll man es recht lehren! Man sollte nun meinen, heutzutage, wo so viel und immer mehr gethan wird für die künstlerische Bildung des Volkes, für die Hebung speciell des Zeichnungsunterrichtes in den Schulen, wo man an Landes- und Gewerbeausstellungen mit ganzen Kunstkabinetten paradiert, sollte man das auch den Zeichnungen etwas ansehen, die für den Eintritt in die technische Hochschule vorgewiesen werden. Man sollte es meinen, aber man sieht sich enttäuscht. Es wird — mit Ausnahme der wenigen Orte, wo man sich infolge schlechter Erfahrungen etwas aufgerafft hat — eher schlimmer. Wir bemerken dabei, dass es nicht bloss Fremde oder von fremden Anstalten kommende Kandidaten sind, die sich zu den Aufnahmeprüfungen stellen, sondern zum grösseren Teil in schweizerischen Schulen und Privatanstalten ausgebildete junge Leute.

Wo liegt wohl die Ursache dieser Erscheinung? Suchen wir sie zunächst bei der obersten Schule selbst.

Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten.

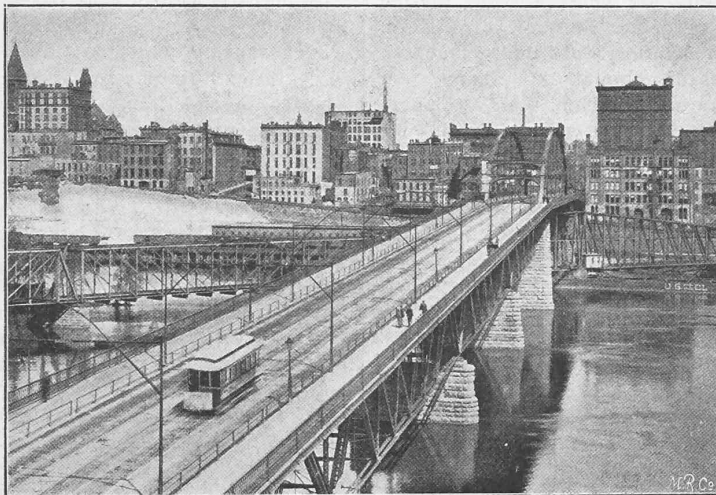


Abb. 63. St. Paul (Minn.). — Stadtansicht.

Da muss es auffallen, dass diejenige Abteilung des Polytechnikums, welche normalerweise die Lehrer für den geometrischen sowie für den naturgeschichtlichen Anschauungsunterricht an den Mittelschulen, also in erster Linie auch für das technische Zeichnen bildet, selber keinen andern Zeichnungsunterricht in ihrem Programm kennt, als die Uebungen in darstellender Geometrie für die Mathematiker und im geologischen Zeichnen für die Naturforscher. Merkwürdigerweise sind Vermessungskunde und Vermessungsübungen für die ersteren aufgenommen, aber keine Uebungen in Planzeichnen. Wären nicht noch glücklicherweise die Uebungen in darstellender Geometrie vorhanden, wo sollte dann der künftige Lehrer seinen Sinn für zeichnerische Darstellung, der mit dem Beobachtungssinne in so naher Beziehung steht, hernehmen und bilden, sofern er ihn nicht schon in

genügendem Maasse mitgebracht hat? Was ihm am Polytechnikum fremd war, das wird ihm auch in seinem eigenen Lehr- amte fremd bleiben; er wird eben einfach die Schubladen des Lehrzimmers auskrammen und den Söhnen wieder vorlegen, was schon die Väter gezeichnet. Den Effekt davon haben wir dann am Polytechnikum. Wo gewisse Zeichnungsmanieren schon lange abgethan sind, da kommen diese unglücklichen Muster immer und immer wieder, wie der ewige Jude. Wenn er nur würdiger angebracht wäre, dieser konservative Sinn!

Freilich, die Zeichenlehrer an den Industrieschulen werden sagen: was wollen wir uns besonders anstrengen, wenn das Polytechnikum ja auch die Gymnasiasten ohne weiteres aufnimmt, die *gar nicht* zeichnen können? Mit vollem Rechte schliessen sie: Entweder legt das Polytechnikum selber keinen grossen Wert auf die zeichnerische Vorbildung der sich zur Aufnahme Meldenden oder es holt selbst diesen Unterricht nach. Da das erstere nicht der Fall ist, so muss es leider das letztere thun. Dazu ist es aber nicht da. Wie es verlangt, dass jeder Aufgenommene sich sprachlich wenigstens einigermaßen sicher und korrekt ausdrücken könne, so muss es auch eine entsprechende Uebung und Gewandtheit der Hand verlangen, durch die der Techniker und Naturforscher soviel auszudrücken und wiederzugeben hat. Ist der Studierende darin noch linkisch oder ganz ungewohnt, so geht es ihm gleich, wie wenn er im übrigen Unterricht nicht schreiben und nicht rechnen könnte; er hinkt hinten nach oder nimmt seinem Lehrer soviel Zeit weg, dass dessen übriger Fachunterricht verkürzt wird. Gerade mit den guten Schülern sollte der Lehrer am meisten arbeiten können; er muss es aber mit den schlechten thun und kann dann nur Mittelmässigkeiten heranziehen, anstatt auch Talente zu bilden.

Die ungenügende Ausbildung im Zeichnen hängt sich wie ein Bleigewicht an die Studierenden; diese schleppen sich mühsam durch die Konstruktionsfächer durch, verlieren viel zu viel Zeit mit der rein zeichnerischen Ausführung ihrer Arbeiten und bringen trotzdem nichts rechtes zu stande. Sage man nicht, man lege jetzt nicht mehr so hohen Wert auf die besonders feine und schöne Ausführung der Zeichnungen, wenn man nur *rasch* zeichne. Jeder gute Zeichner ist auch ein *Schnell*zeichner. Sieht man näher zu, so hat der „Schönzeichner“ — nicht im Sinne einer ausgeschnie-

gelten und ausgeschleckten Zeichner — seine Arbeit viel schneller fertig als der schlechte Zeichner, weil er es eben kann, während dieser an seiner Arbeit herumbeisst und sie nie so fertigbringt, wie er sie zu haben wünschte oder machen sollte. *Gut* und *schön* zeichnen lernen heisst also auch *schnell* zeichnen lernen.

Ein einziger guter Zeichner in einem oberen Kurse, der, selber begabt, von seinem Lehrer auch gelernt hat, reisst seinen ganzen Kurs mit sich fort, da er die richtige Behandlungsmanier seiner Zeichnung findet und den andern gewissermassen ein Muster liefert; den Ton angiebt. Daran sieht man, wie es anders vorwärts ginge, wenn alle gute Zeichner wären.

Das Polytechnikum muss sich schliesslich so oder anders abfinden mit dem Schüler-Material, das es bekommt; will es aber die Studienzeit nicht immer mehr ausdehnen oder die Schüler noch mehr belasten, als sie es schon sind, so muss es darauf einwirken, dass dieses Material besser wird, und da ist nun eine Besserung vor allem beim Zeichnen zu erstreben. Mit den schweizerischen Mittelschulen ist es meistens durch Verträge verbunden; Abgeordnete des Polytechnikums wohnen den Maturitätsprüfungen abwechselungsweise bei. Hier fände sich Gelegenheit da und dort

Reiseeindrücke aus den Vereinigten Staaten.

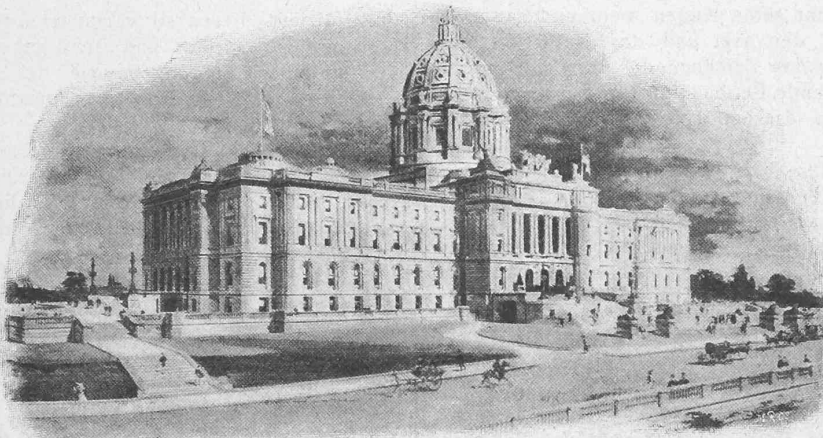


Abb. 64. St. Paul. — Staatskapitol von Minnesota.

einmal den Finger auch auf die zeichnerische Ausbildung zu legen und den Schulleitungen beizubringen, wie sehr sie durch eine Mehrleistung auf diesem Gebiete ihren Zöglingen das Weiterstudieren erleichtern könnten. Wo soll sonst so ein Zeichnungslehrer an der Kantonsschule erfahren, was das Polytechnikum und der technische Beruf verlangen und vor allem brauchen? Dann aber — und hierauf möchten wir besonderes Gewicht legen — sollte auf die *Gymnasien* eingewirkt werden, damit sie nicht bloss für die Minderzahl, welche eine technische Laufbahn einschlagen wird, sondern für *alle* Schüler einen gut organisierten Zeichnungsunterricht einführen. Warum soll nur die Universität sagen, was den Gymnasiasten not thut? Kann das nicht auch das Polytechnikum, wo gewiss auch für das praktische Leben gearbeitet wird und man erkennt, was das Leben erfordert?

Wir trichtern unsern Schülern viel zu viel in die *Ohren* und lehren sie zu wenig die *Augen* zu gebrauchen, die doch zuvorderst sind. So leben wir weiter; wir können am Abend wiedererzählen und schreiben, was die Ohren tagsüber gehört; wie viele aber können am Abend zeichnen, was sie tagsüber gesehen? Warum beginnt man nicht gleichzeitig das Auge zu unterrichten wie das Ohr, die Hand nicht auch im Zeichnen wie im Schreiben zu üben?

Wir müssen mehr *sehen* lernen! Und dazu giebt es kein besseres Mittel als das Zeichnen, d. h. das Beobachten und das sichtbare, zeichnerische Wiedergeben des Beobachteten, das ehrlicher und schärfer ist als jedes Beschreiben. Dem Sehen folgt dann auch das Verstehen.

Was sind die Gesetze der Schönheit? Gesetze der Maasse in Linien, Farben, Tönen! Wie üben wir das Auge für Maasse? Durch das Zeichnen.

Was thun wir alles in unserm Lande für die sog. Hebung der Kunst, oder meinen es zu thun! Wenn wir schon alt sind oder doch mitten im Kampf des alltäglichen Lebens stehen, sollen wir uns noch veredeln am Anblick